

www.collegetheology.org/resources/news/announcements/77-public-statement-on-dr-margaret-farleys-contribution-to-the-field-of-christian-moral-theology-and-the-role-of-the-theologian-today.

³ Aus der Vorstandserklärung der CTSA vom 7. Juni 2012.

⁴ Donald Kardinal Wuerl, *The Noble Enterprise*, in: *America*, 4. Februar 2013.

⁵ Die Richtlinien der US-Bischöfskonferenz für das *mandatum* sind veröffentlicht unter: www.old.usccb.org/bishops/mandatumguidelines.shtml.

⁶ Siehe www.catholicnewslive.com/story/56951; Gary Macy u.a., *Women Deacons: Past, Present, Future*, New York 2012.

⁷ Vgl. James A. Coriden, *Theologinnen, Theologen und Bischöfe: Gute Verfahrensweisen fördern Zusammenarbeit*, in: *CONCILIUM* 48 (2012/2), 170-181; Bradford Hinze - Christine Firer Hinze, *Der Fall Elizabeth A. Johnson in den USA*, in: *CONCILIUM* 48 (2012/4), 461-466.

Aus dem Englischen übersetzt von Norbert Reck

Befreiungstheologie treiben zwischen den gesellschaftlichen Rändern

Karen Ross

Der bekannte Befreiungstheologe Clodovis Boff war der Meinung, dass man sich als Theologe oder Theologin zum „Treiben“ von *Befreiungstheologie* vollständig in das Leben der Armen und Unterdrückten hineinbegeben müsse. Für dieses „Hineinbegeben“ war es nicht ausreichend, wenn man sich an Orte begab, an denen Armut herrschte, oder längere Zeit in Unterdrückungssituationen lebte. Man muss die Erfahrungen der anderen unter vollem Einsatz auf sich genommen haben. In ähnlicher Weise haben viele Befreiungstheologen argumentiert, dass Theologen und Theologinnen die Mühsal der Armen und Unterdrückten nur begreifen könnten, wenn sie mit ihnen vor Ort vollständig solidarisch lebten. Dies bringt eine feministische und Latina-Theologin der ersten Welt in eine schwierige Situation: Kann ich mich selbst jemals als wirkliche Befreiungstheologin bezeichnen? Ist es im Kontext der ersten Welt überhaupt möglich, Befreiungstheologien genau zu untersuchen oder für die Menschen am Rande der Gesellschaft zu sprechen, wenn man selbst nicht vom Rand der Gesellschaft aus schreibt? Ich bin der Ansicht, dass es einen Mittelweg geben kann und sollte, bei dem Theologen

und Theologinnen Befreiungstheologie treiben können, indem sie dauerhafte Beziehungen zu anderen auf der Basis gegenseitigen Respekts aufbauen.

Nach meiner Einschätzung ist es die Überheblichkeit von Missionseinsätzen, vor der Theologen wie Boff beim Projekt der Befreiungstheologie warnen. In ihrem Artikel *The Cost of Short-Term Missions* [Der Preis von Kurzzeit-Einsätzen] weist Jo Ann Van Engen darauf hin, welches Missverhältnis bei Missionseinsätzen besteht: Sie bringen denen, die sie unternehmen, viel mehr als denjenigen, denen „geholfen“ werden soll. Vor allem kurze Missionseinsätze schaffen und zementieren die Kluft zwischen Erster und Dritter Welt, denn die der Reise zugrundeliegende Haltung besagt, dass es den Missionierenden gelingen kann, einen Eindruck davon zu bekommen, wie sich das Leben für Arme und Unterdrückte anfühlt, dass sie diesen Menschen „helfen“ und dann geistlich erfüllt und mit (hoffentlich) neuen Einsichten zurückkehren können. Im Sommer vor Beginn meines Promotionsstudiums im Bereich Theologie und Ethik hatte ich erstmals die Gelegenheit, das kleine und vom Krieg gebeutelte Land El Salvador als Mitglied einer Delegation von jungen Erwachsenen aus meiner Heimatgemeinde St. Catherine of Siene zu besuchen. Meine Kirchengemeinde hatte zu dieser Zeit bereits eine mehr als zehnjährige Partnerschaft zu einer Gemeinde im salvadorianischen Dorf El Sitio. Jedes Jahr werden zwei Gruppen von Gemeindegliedern dorthin geschickt. Jede nach El Sitio reisende Delegation wird in erster Linie mit der „Mission“ entsandt, sich für die Pflege besserer und von gegenseitigem Respekt geprägter Beziehungen mit den Menschen in unserer Partnergemeinde einzusetzen. Dazu gehört, die Gemeinde dabei zu unterstützen, Zugang zu den menschlichen Grundrechten zu erlangen, die in Bildung, sauberem Wasser und Gesundheitsversorgung bestehen. Wie es bei anderen derartigen Reisen üblich ist, bringen Gruppen aus unserer Gemeinde Medikamente und Schulbedarf mit sowie finanzielle Unterstützung und Briefe von Gemeindegliedern mit.

Es wird viel Kritik an einer „Mentalität von Missionseinsätzen“ geübt, weil dadurch eine ungerechte Abhängigkeit zwischen den „Missionaren“ und den Empfängern der Missionsarbeit entstehen kann. Das Problem bei dieser Haltung besteht darin, dass dabei die ungerechte Situation kaum in Frage gestellt wird, die diese Arten von Reisen überhaupt erst möglich macht, weil stets eine bequeme und beabsichtigte Trennlinie zwischen den Missionaren und den anderen bestehen bleibt.

Meiner Ansicht nach unterscheiden sich solche Reisen von den Partnerschaftsbesuchen der Mitglieder meiner Gemeinde durch die Haltung: In welchem Geist gibt eine Person etwas, in welchem Geist ist sie dort tätig, und was erhofft sie „mitzunehmen“? Durch die Teilnahme an den Delegationen von jungen Erwachsenen in den letzten Jahren habe ich erfahren, dass eine gerechte, befreiende Haltung nur dann entsteht, wenn eine gesunde Balance zwischen Nächstenliebe und Gerechtigkeit gewahrt wird. Ebenso muss alles, was getan wird, die Würde der Beziehung zwischen den beiden Gemeinden wahren und respektieren; jede Form von Abhängigkeit oder Überlegenheit muss vermieden werden. Das ist natürlich nicht leicht zu bewerkstelligen.

Das Modell von Gemeindeparterschaften kann Aufschluss geben über die Möglichkeit, Befreiungstheologie im Raum zwischen den Rändern der Gesellschaft zu „treiben“ und gleichzeitig die Integrität der alltäglichen und praktischen Erfahrungen und Kämpfe der Menschen am Rand der Gesellschaft zu wahren. Unsere Delegation fand zusammen aufgrund der Einstellung, „Geschenke“ in der Absicht zu machen, an einer neuen Art von Gerechtigkeit mitzuwirken und dabei einen Beitrag zu etwas zu leisten, das sich eines Tages selbst tragen würde. Es war auch immer klar, dass der Schwerpunkt darauf liegt, mit den Mitgliedern unserer Partnergemeinde in El Sitio in Beziehung zu kommen und dabei jede Vorstellung einer „missionarischen“ Selbstüberhebung oder kolonialen Überlegenheit hinter sich zu lassen, damit die Stimme der anderen wirklich gehört werden kann. Auf der Titelseite des Leitfadens unserer Delegation steht das folgende „Gebet der Delegierten“:

*„Wenn wir auf ein anderes Volk,
eine andere Kultur oder
eine andere Religion zugehen,
dann müssen wir als erstes
unsere Schuhe ausziehen,
denn der Ort, an den wir gehen,
ist heilig ...
Sonst treten wir vielleicht
auf den Traum von jemand anderem.
Oder noch schlimmer -
wir könnten vergessen,
dass Gott bereits
vor unserer Ankunft
dort war.“*

Während meiner eigenen Reisen ins salvadorianische El Sitio war es mir möglich, die Beziehung zu den Frauen des Dorfes zu vertiefen; vor allem durch die demütig machende Erkenntnis, dass Gott tatsächlich vor meiner Ankunft dort war und einen festen Platz in den Herzen der Frauen besaß, die sich durch das Leid und die Gewalt des Bürgerkriegs hindurchgekämpft hatten. Indem ich versucht habe, meine Haltung einer „Service-Reise“ zurückzustellen und zu erkennen, welcher Gewinn im einfachen Hören auf die kontextuellen Weisheiten lag, die in den Geschichten der Frauen enthalten waren, konnte ich von der Reise mit der Erkenntnis zurückkehren, meine Theologie in einen anderen Rahmen zu stellen. Statt die Erfahrungen der Überlebenden des Bürgerkriegs zu verklären und sie dazu zu verwenden, den Menschen zu Hause „eine Lehre zu erteilen“, spürte ich tatsächlich den Schmerz und die seelische Erschütterung dieser Frauen, und ich musste ihre Geschichten weitererzählen, wenn ich über Gott nachdachte und darüber, was es bedeutet, Theologie zu treiben.

Während meines Aufenthalts in El Sitio im letzten Sommer saß meine Gastmutter Angela mit mir vor der Küche und begann, von ihren Kindern zu erzählen. Als die Menschen im Dorf während des Krieges aus ihren Häusern über die Berge nach Honduras fliehen mussten, waren einige ihrer Kinder noch klein, und mit einem war sie schwanger. Jahrelang flogen Regierungssoldaten auf der Suche nach Guerillakämpfern und „Sympathisanten“ des Guerillakampfes Einsätze über der Region Copapayo und warfen wahllos Bomben auf die Menschen ab. El Sitio wurde traumatisiert durch das später als das *Massaker von Copapayo* (1983) bezeichnete Bombardement, durch das die Menschen ins Exil getrieben wurden und die meisten Angehörigen umkamen. Angelas Ehemann kämpfte für die Guerillabewegung FMLN, und sie musste allein für ihre kleinen Kinder und das Kind in ihrem Leib sorgen. Sie erzählte mir, wie sie in den Bergen von El Salvador vor den Regierungssoldaten floh und die Wehen einsetzten. Sie musste das Kind alleine im Busch zur Welt bringen. Kurz nach der Geburt hörte sie die Hubschrauber in der Ferne, und sie wusste, dass sie weiterlaufen musste. Als ich sie fragte, woher sie die Kraft hatte, um direkt nach der Geburt weiterzulaufen, lautete ihre Antwort schlicht: „Ich musste die Kraft finden, ich hatte keine Wahl.“

Geschichten von dem, „was sie trugen“ (um eine Metapher des Autors Tim O'Brien zu zitieren), finden sich überall in der verborgenen Geschichte der konkreten Erfahrungen von Frauen während des salvadorianischen Bürgerkriegs. Diese Frauen trugen während des Krieges die Kinder auf ihrem Rücken und in ihrem Leib, sie trugen die Verletzten und die Erinnerungen an Misshandlungen, Unterdrückung und Unterjochung. Bei Angela sah ich, dass sich an ihrer Situation als Frau seit Kriegsende kaum etwas geändert hat, auch wenn die unmittelbare Gefahr durch Gewalt so nicht mehr gegeben war. Ihr Mann kam nach der Unterzeichnung des Friedensabkommens zur Familie zurück; aber eigentlich kam er nicht wirklich „zurück“, sondern wurde Alkoholiker und verbringt viele Nächte in der nahegelegenen Stadt beim Glücksspiel, statt zu Hause zu sein. Als ich ihre Geschichte hörte, war mir sehr gegenwärtig, dass die Folgen des Krieges – und in gewisser Weise der Krieg selbst – in den genderspezifischen Erfahrungen der salvadorianischen Frauen, die ich kennengelernt habe, noch immer sehr lebendig sind.

Als ich El Salvador verließ, tat ich es mit erfülltem Herzen und gefestigter Überzeugung – nicht weil ich den Eindruck gehabt hätte, etwas „erreicht“ zu haben, indem ich mich in das Leben der salvadorianischer Dorfbewohnerinnen hineinbegeben hatte, und nun wieder in meinen Alltag zurückkehren konnte, sondern weil ich mir in diesen Jahren die Zeit genommen hatte, zu den Frauen wirklich eine Beziehung aufzubauen. Aufgrund meiner kurzen, aber beeindruckenden Erfahrungen der Solidarität mit ihnen hatte ich das Bedürfnis, die

Karen Ross ist Doktorandin in Theologie und Ethik an der Loyola-Universität in Chicago. Ihre Hauptinteressen gelten der feministischen und der Sexualethik sowie den Befreiungstheologien Lateinamerikas. Jeden Sommer führt sie eine Delegation junger Erwachsener aus ihrer Heimatgemeinde in Kalamazoo, Michigan, nach El Salvador. Anschrift: Loyola University of Chicago, 6525 N. Sheridan Road, Chicago, IL 60626, USA. E-Mail: Kross@luc.edu.

täglichen Kämpfe oder *luchas* der salvadorianischen Frauen, die ich getroffen hatte, in meiner Theologie anzusprechen, sie zu würdigen und mich ihnen zu stellen.

In meinen konkreten Alltagserfahrungen bin ich unbestritten von diesen salvadorianischen Frauen am Rand der Gesellschaft weit entfernt. Doch ich kann Befreiungstheologie treiben, indem ich mich immer darum bemühe, den verschiedenen „kontextuellen Weisheiten“ Sprache zu verleihen, die ich in den „Räumen dazwischen“ höre, in denen ich sie kaum erwarten würde. Durch dauerhafte Beziehungen auf der Basis gegenseitigen Respekts mit den kolonisierten, armen und unterdrückten Menschen an den Rändern oder sogar *zwischen* den Rändern können Theologen und Theologinnen partiell dadurch Unrecht und Leid Sprache verleihen, dass sie ihre eigene Rolle als Kolonisatoren anerkennen. Das Treiben von Befreiungstheologie in der Anerkennung der durch Beziehung entstehenden Solidarität zeigt, dass man beim Eintreten in die Erfahrungen von anderen Menschen einen Ort betritt, der bereits heilig ist.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Gerlinde Baumann

Zum Rücktritt Papst Benedikts XVI.

Felix Wilfred

Der erste Rücktritt eines Papstes nach 600 Jahren hat Kirche und Welt überrascht. Als Gründe nannte Papst Benedikt XVI. die Gebrechen des fortgeschrittenen Alters und den Mangel an geistiger und körperlicher Spannkraft, um den Petrusdienst noch hinreichend ausüben zu können.

Wir Menschen haben alle dasselbe körperliche Grundgerüst; die Gesetzmäßigkeiten des Körpers und sein Rhythmus machen für niemanden eine Ausnahme. Die Erkenntnis der körperlichen Grenzen sollte uns alle weise machen und uns zur Einsicht verhelfen, dass keiner von uns unersetzlich ist; diejenigen, die dachten, sie seien es, liegen schon im Grabe! Das ist unsere Lage als Menschen. Dies einzusehen ist besonders wichtig für alle diejenigen, die in der Kirche oder in der Welt Machtpositionen innehaben. Die Sache, der der Pontifex Maximus diene - die Sache der Kirche und des Gottesreichs - ist größer als seine Person. Die Feierlichkeit und die Fallstricke, die die Ausübung der höchsten Macht und Autorität in der Kirche umgeben, könnten dazu führen, dass der Geist der Demut und des Dienstes, den Jesus seinen Jüngern auferlegt hatte, verdunkelt wird.